

2. Eine apolitische Stadt?

Risikogebiet – wer diesen Begriff hört, denkt häufig an Orte, an denen man ganz offensichtlichen Gefahren ausgesetzt ist: an durch Straßen streifende Milizen etwa und zerschossene Häuserfassaden, an zusammengebrochene Infrastrukturen und greifbares menschliches Elend. Etwas von dieser Vorstellung geistert wohl auch in den Köpfen jener Nicht-Chemnitzer*innen herum, die uns im Nachgang der Ereignisse im August 2018 – mit einer Mischung aus Sensationslust und Schaudern in der Stimme – immer wieder fragen: Wie es denn wohl so sei, in Chemnitz? Ob man dort sehr auf sich aufpassen müsse? Ob die radikale Rechte tatsächlich an jeder Ecke laueren?! Man kann sogar auf jene treffen, die sich ganz bewusst auf den Weg nach Chemnitz machen, um dort sozusagen als Krisen- und Entwicklungshelfer*innen tätig zu werden. So erklärt uns einer unserer Studierenden, er habe sich an der Universität in Chemnitz eingeschrieben, um gegen den grassierenden Rechtsextremismus dort aktiv zu werden. Er wirkt geradezu enttäuscht, dass – wie er vor Ort feststellt – in der Stadt »gar kein Ausnahmezustand« herrscht. Trotz intensiver Bemühungen habe er im Alltag nur wenige Erfahrungen machen können, die seine Erwartungen bestätigen. Allerdings sei er ja auch noch nicht so lange in der Stadt – er gehe fest davon aus, dass sie ihm bald noch »ihr wahres Gesicht« zeigen werde, sich also Chemnitz' tatsächliches (als rechtsradikal vorgestelltes) Wesen offenbare.

In Chemnitz werden Erwartungen an eine offensichtlich und spektakulär gefährliche Stadt systematisch enttäuscht. Der Alltag hier dreht sich, wie andernorts auch, um Arbeit, Freizeit, Familie, Konsum; von gestörten Abläufen und Dysfunktionalitäten, die die Stadt am Weitermachen hindern, keine Spur. Das soll aber nicht heißen, dass man Entwarnung geben könnte, dass alles in Ordnung wäre, es sich bei den Geschehnissen im Sommer 2018 nur um einen Ausreißer, ein einmaliges Missgeschick gehandelt habe. In diesem Kapitel werden wir zeigen, dass Chemnitz nicht als Risikogebiet gelten kann,

obwohl sich die Gefahren der Wahrnehmung im Alltag entziehen, sondern gerade, *weil* dies so häufig der Fall ist.¹ Wir müssen uns zunächst einmal eine ganze Weile durch eben diesen städtischen Alltag bewegen, um jene Einsicht transparent werden zu lassen.

2.1 Funktionierende Fassaden

Wir nähern uns der Stadt in diesem Buch zunächst einmal, wie sich ihr auch Besucher*innen häufig nähern: Wir streifen neugierig durch ihre Straßen, lassen ihre äußere Gestalt, ihre Architektur, ihr Leben im Vorbeigehen auf uns wirken. Wir begeben uns ins Zentrum und arbeiten uns von dort aus in die Randbereiche Chemnitz' vor. Im Folgenden verdichten wir unsere ethnografischen Erkundungstouren zu einer langen Wanderung durch die Stadt.

Wir starten am Chemnitzer Hauptbahnhof. Der Hauptbahnhof ist ein symbolträchtiger Ort, denn er steht für die vergangene industrielle Größe des früheren »sächsischen Manchester« ebenso wie für gegenwärtige Empfindungen der Benachteiligung, des Abgehängtseins. Chemnitz ist nämlich die größte Stadt Deutschlands ohne direkte Anbindung an den öffentlichen Fernverkehr. In einem Twitter-Account namens »Hat heute in Chemnitz ein IC oder ICE gehalten?« postet entsprechend jemand seit September 2019 jeden einzelnen Tag die lapidare Antwort: »Nein«.² Dem Bahnhofsgelände selbst aber merkt man an, dass es für eine Zeit gebaut ist, in der Chemnitz noch wirtschaftliche Drehscheibe und Verkehrsknotenpunkt war: Ein klassisch schöner Bau, historistisch, aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts – symmetrische Fassadenstruktur, helles Beige, geradlinig aufrecht, einladend. Die Eingangshalle ist weitläufig, viele könnten sich hier aufhalten, fast niemand tut es. Abends beweist sogar die Stahlfassade, welche Trambahnhof und Regionalverkehr verbindet, ihren Charme: eine Lichtinstallation verwandelt den Bahnhof in eine futuristisch anmutende Gesamtkomposition.

Das Ensemble könnte einen durchaus repräsentativen Charakter entfalten, Reisende könnten sich mit souveräner Würde in die Stadt entlassen fühlen – wäre da nicht ständig die Gefahr, all dies zu übersehen. Denn der

1 Wobei zu beachten ist: Jemand, der nicht weiß ist, kann die Stadt mitunter deutlich anders erleben als wir; siehe dazu auch Kapitel 6.

2 <https://twitter.com/chemnitzrce> (letzter Abruf: 04.08.2021).

als Parkplatz dienende Bahnhofsvorplatz und die danebenliegende Straßenschnelse drängen das Gebäude optisch an den Rand, dämpfen seine Wirkung. Dieses Gefühl kann Herumstreifende überall in Chemnitz überkommen: Das Stadtbild ist häufig vom Verkehrsweg geprägt. Im Gegensatz zu anderen Städten ist es jedoch die *leere* Straße, die alles andere dominiert. Die sozialistische Aufmarschstraße, in der sich kaum jemand bewegt, die Schlagadern der Geschäftigkeit, die außerhalb der Stoßzeiten müßig in der Sonne harren. So entsteht immer wieder ein nicht unangenehmes Gefühl der räumlichen *Weite*. Es lässt die Freiheit, die die Stadt als Potenzial zu bieten hat, greifbar werden. Abends machen wir uns manchmal einen Spaß daraus, mitten auf der Straße, dort, wo eigentlich Autos vorgesehen sind, unbehellig vor uns hinzulaufen.

Vom Hauptbahnhof aus gelangt man mit der Trambahn schnell ins Zentrum. Wir können nicht anders, als hier und da überrascht zu sein: Auf der Fahrt gleitet man vorüber an Gründerzeit- und Jugendstilfassaden – sie sind Zeugen eines Wohlstands und einer Herrschaftlichkeit, die man der Stadt vielleicht gar nicht zugetraut hätte. Auch kann man, gar nicht weit vom Zentrum (indem man etwa dem Stadtbad einen Besuch abstattet), auf das ein oder andere architektonische Juwel der Neuen Sachlichkeit stoßen (mit der Zeit erscheint sie uns als die eigentlich der Stadt gemäße Bauart). Doch das Mondäne bleibt in Chemnitz irgendwie immer beiläufig, im Hintergrund, auf Distanz. Besonders am Theaterplatz fällt das auf, der neben Petrikirche und Opernhaus auch die städtischen Kunstsammlungen beherbergt: Zwar nah am Zentrum, doch diesem nicht ganz zugehörig, etwas abgesetzt am Rand bildet das Arrangement eine kleine städtische Enklave. In unmittelbarer Nähe thront das mächtige Karl-Marx-Monument, das die Bewohner*innen meist liebevoll »Nischel«³ nennen. Mit der Tram fahren wir am sozialistischen Denkmal vorbei und überqueren jene Kreuzung, an der die radikal rechten Aufmärsche im Jahr 2018 stattgefunden haben und in deren Nähe das nächtliche Tötungsdelikt geschehen ist. Auf dem weiteren Weg in den Stadtkern bestätigt sich das Bild beiläufiger Repräsentativität: Der rote Turm, mittelalterliches Wahrzeichen und ältestes Bauwerk der Stadt, verschwindet neben der gleich neben ihm anhebenden, sich wuchtig der Wahrnehmung aufdrängenden Konsumarchitektur. Und selbst das symbolisch-politische Zentrum

3 Das ist die mitteldeutsche Bezeichnung für Kopf oder Schädel. Karl Marx steht nämlich nicht mit seinem ganzen Körper auf dem Granitsockel, die vierzig Tonnen schwere Plastik besteht nur aus seinem charakteristischen Kopf.

der Stadt, das spätgotische Rathaus, muss sich erst dem suchenden Blick erschließen.

Hier erreicht man die Zentralthaltestelle, den wichtigsten Knoten des öffentlichen Nahverkehrs in Chemnitz. Auch sie entfaltet einen eigentümlichen Charme, bei der Einfahrt mag es einem erscheinen, als glitte man in das mehrstöckige Kaufhaus hinein, das an die Haltestelle angrenzt und sein gläsernes Dach bis über die Schienen hinweg ausbreitet. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass das Zentrum des früheren Karl-Marx-Stadt nun so sehr von Kaufhäusern geprägt ist. Manchmal überkommt uns sogar das Gefühl, als würden wir die Stadt an ihren Einkaufsorten am lebendigsten erleben. Doch darin unterscheidet sich Chemnitz vielleicht gar nicht so sehr von anderen Städten, und auch ansonsten trifft der Blick in der Chemnitzer Innenstadt auf viel Altbekanntes: Restaurants, Bänke, Plätze, Fußgängerzonen, Cafés, etwas Stadtgrün, ein paar kleinere Läden und ein kleines Flüsschen, das sich irgendwo am Rand hindurchschlängelt.

Ein merklicher Unterschied offenbart sich erst, bezieht man die Menschen in die Beobachtung mit ein. Denn nicht nur seine Straßen, auch Chemnitz insgesamt ist bemerkenswert leer, im Vergleich mit anderen Städten ähnlicher Größenordnung scheinen deutlich zu wenig Menschen unterwegs zu sein. Das hat sicherlich auch etwas mit der massiven Abwanderung seit der Wiedervereinigung zu tun: anstelle der ehemals 320.000 Einwohner*innen leben heute nur noch gut 240.000 in der Stadt.⁴ Cafés, Wirtshäuser und Restaurants sind bestenfalls halbvoll. Die Plätze zum Verweilen sind auffällig sauber und intakt, werden aber für das Verweilen kaum genutzt. Selbst nach Obdachlosen halten wir weitestgehend vergeblich Ausschau. Das große Kino am Roten Turm spielt wiederholt fast für uns allein, ein richtiges Kneipenviertel existiert nicht, der Marktplatz zieht zwar Menschen an, doch selbst beim dortigen Wochenmarkt lässt sich die Menge leicht überschauen. Findet hier Besonderes statt, Weihnachtsmarkt und Weinfest beispielsweise, so füllt sich der Platz zwar deutlich; allerdings selten so sehr, dass man von dichtem Gedränge sprechen könnte. Beim Schwimmen im Stadtbad durchmessen wir die blauen Bahnen ziemlich einsam (wenn auch froh darüber). Im schönen Industriemuseum gesellt sich das Personal zu uns, weil wir die einzigen Besucher*innen sind. Beim Familienquiz im Archäologiemuseum sind wir

4 <https://www.chemnitz.de/chemnitz/de/unsere-stadt/stadtportrait/zahlen-und-fakten/bevoelkerung.html> (letzter Abruf: 19.12.2021).

die einzigen Teilnehmenden. Und die Kunstwerke im renommierten Museum Gunzenhauser können wir selbst zur besten Besuchszeit allein betrachten. In diesen Momenten kommen wir uns manchmal so vor, als wären wir als Statist*innen in die lebensechten Kulissen einer Filmstadt geraten, in der das Leben – zumindest als Darstellung – nun jeden Moment so richtig losgehen müsste. Die Stadt wirkt, als wäre die Bevölkerung aus den Weiten ihrer steinernen Gestalt herausgeschrumpft.

Begleiten wir Besucher*innen durch die Stadt, so werden wir immer wieder der Zeug*innen spontanen Staunens. Eine Kulturschaffende etwa, die von außerhalb angereist war, um bei einem Festival mitzuwirken, erkundigt sich beim abendlichen Spaziergang, wo denn all die Menschen seien, die Chemnitz doch bevölkern müssten? Und einer der Organisator*innen eben jenes Festivals überlegt nachdenklich, wie man in Zukunft vielleicht noch mehr Menschen mit den eigenen Aktionen erreichen könnte: Man müsse Kunst und Kultur in die Autos der Chemnitzer*innen bringen, so meint er, denn dort spiele sich das Leben ab. Unsere Studierenden hingegen erklären uns, dass sie sich eben gerne privat und zuhause treffen. Einerseits, weil das Ausgehen zu viel koste (auch wenn Chemnitz zu den Universitätsstädten mit den allergeringsten Lebenshaltungskosten gehört⁵); andererseits, weil die Chemnitzer*innen für private Treffen offen und außerdem unkompliziert seien. Egal warum, der Effekt bleibt derselbe: Wer sich im Privaten trifft, bevölkert nicht den öffentlichen Raum.

Wir werfen einen Blick auf zwei Viertel, die direkt an das Chemnitzer Zentrum angrenzen: den *Kaßberg* im Westen und den *Sonnenberg* im Osten. Der Sonnenberg, 14.000 Bewohner*innen stark, wäre aufgrund seiner Nähe zum Zentrum und seinen besonders günstigen Mieten eigentlich prädestiniert, ein Trendviertel zu sein. Stattdessen wird der Stadtteil immer wieder als »Nazi-Kiez« verunglimpft, seit hier Personen aus dem radikal rechten Milieu im Jahr 2016 eine »national befreite Zone« einrichten wollten.⁶ Der Kaßberg hingegen, mit 17.000 Bewohner*innen der größte der insgesamt 39 Stadtteile, wird uns gerne als das »schöne« Viertel von Chemnitz angepriesen; hier leben auch viele unserer Kolleg*innen, Angehörige der Universität.

5 <https://statistik-dresden.de/archives/11368> (letzter Abruf: 02.08.2021).

6 https://www.focus.de/politik/deutschland/vorfaelle-in-chemnitz-wie-rechtsextrem-e-in-chemnitz-ganzes-stadtviertel-kapern-wollten_id_9483352.html (letzter Abruf: 02.08.2021).

Im Kontrast zwischen diesen beiden Vierteln spiegelt sich ein Teil der Widersprüchlichkeit der Stadt.

Dabei scheint die Differenz zwischen Sonnenberg und Kaßberg auf den ersten Blick gar nicht so bemerkenswert zu sein, denn beide Viertel sind nicht nur zentrumsnah und ähnlich groß, sondern teilen sich darüber hinaus eine ähnliche architektonische Struktur: ihre Bauten stammen vor allem aus der Gründerzeit und dem beginnenden 20. Jahrhundert,⁷ entsprechend dominiert Blockrandbebauung mit herrschaftlich verzierten Fassaden. Anders jedoch als im Stadtteil Kaßberg, der sehr bürgerlich, fast schon geschneigelt daherkommt, sind die Gebäude auf dem Sonnenberg nur zum Teil renoviert und instandgesetzt, viele Häuser wirken wie Monumente besserer Zeiten, sie sind verfallen und stehen offenkundig leer. Auch die Asphaltierung ist sehr wechselhaft, zeigt immer wieder Risse, Löcher, notdürftige Ausbesserungen. Im südlichen Teil des Viertels treffen wir bei Spaziergängen vermehrt auf renovierte Plattenbauten aus DDR-Zeiten oder auf eher triste Funktionsbauten neueren Datums. Trotz des sichtbaren Verfalls wirkt das Gebiet größtenteils sauber, ja, geradezu aufgeräumt. Das gilt selbst für die skizzierten Verfallserscheinungen: Die Fenster der leerstehenden Häuser sind ordentlich mit Brettern vernagelt und die bröckelnden Fassaden werden hinter farbigen Planken aktiv zum Verschwinden gebracht. Und als auf einer Erkundungstour der Abend hereinbricht, finden wir uns in einer ausgeleuchteten Stadtlandschaft wieder, das Licht nimmt einsamen Straßenzügen ihre latente Bedrohlichkeit.

Beinahe schlagartig ändert sich der Charakter der Umgebung, betreten wir den Stadtteil Kaßberg. Die Aura des Verfalls geht auf ein Minimum zurück, prachtvoll renovierte Fassaden, akkurat gerichtete Vorgärten und goldene Türschilder bestimmen das Bild – fast fühlt man sich in eines der entsprechenden Viertel in München, Hamburg oder Berlin versetzt. Auch ansonsten scheint der Stadtteil stark von den kulturellen Mustern wohlhabender Städte geprägt zu sein: Während am Sonnenberg neben zwei Kirchen und vielen Supermärkten vor allem zivilgesellschaftliche Vereine und städtische Einrichtungen prägend sind, die mit Hilfsangeboten Senior*innen, Behinderte, Personen mit finanziellen Schwierigkeiten und Wohnungslose adressieren, haben sich am Kaßberg zahlreiche Rechtsanwälte, Ärzte, Zen- und Yogaschulen, kleinere Boutiquen und Naturheilpraxen angesiedelt. Zum Mittagessen

7 Der Kaßberg gehört sogar zu den größten Gründerzeit- und Jugendstilvierteln Deutschlands (<https://www.zeit.de/reisen/2012-09/chemnitz-jugendstil-kassberg>; letzter Abruf: 02.08.2021).

lädt ein veganes Café ein, das mit seinen zusammengewürfelten Vintage-möbeln, der Karotten-Pastinaken-Suppe mit Zitronen-Minze-Limonade und den bräunlichen Servietten aus Recyclingpapier fast wie ein Abziehbildchen deutschlandweit angesagter Lokale wirkt. Bei einem Straßenkunstwerk, das mit dem Schriftzug »le Kassberg est notre Paris« (»der Kaßberg ist unser Paris«) versehen ist, scheint sogar so etwas wie eine stadtteilspezifische Identität auf, wie man ihr auch in anderen großen Städten begegnet. Der Vergleich zwischen Kaßberg und Sonnenberg verweist insgesamt weniger auf sichtbare politische Differenzen und Kämpfe, vielmehr schlagen uns Manifestationen sozialer Ungleichheit entgegen.

Dennoch macht jener Vergleich auch markante Gemeinsamkeiten sichtbar. Insbesondere der Wohnungsüberschuss wird in beiden Vierteln überdeutlich. Das äußert sich im Stadtbild jeweils unterschiedlich: an vernagelten Fenstern auf dem Sonnenberg, an der Allgegenwart von Immobilienagenturen auf dem Kaßberg. Für die Bevölkerung muss der Leerstand freilich nicht als Problem erscheinen. Wo andere Großstädte unter Wohnungsknappheit und exorbitanten Mietpreisen ächzen, bietet Chemnitz eine große Auswahl und einen durchschnittlichen Quadratmeterpreis von 5,30 Euro.⁸ Während innovative Kulturschaffende anderswo durch Gentrifizierungsprozesse in Randbezirke abgedrängt werden, warten in Chemnitz grandiose Räume in bester Lage und zu niedrigen Preisen auf neue Mieter*innen. Für die Chemnitzer Bewerbung als europäische Kulturhauptstadt 2025, zu der man sich hier 2017 entschlossen hatte,⁹ wird dieser Umstand als wichtiges Pfund der Stadt angesehen – eine lokale Kulturexpertin bricht fast schon in Jubel aus: »Chemnitz is a town full of spaces. [...] We have so much space!«¹⁰ Dieser »Luxus der Leere«, schreibt der Architekt Wolfgang Kil mit Blick auf ostdeutsche Schrumpfungslandschaften, berge geradezu utopische Energien und Räume für kreative Experimente.¹¹

8 Vgl. dazu den Mietspiegel der Stadt Chemnitz für das Jahr 2020 (https://www.chemnitz.de/chemnitz/media/aktuell/publikationen/downloads/mietspiegel_2020.pdf; letzter Abruf: 02.08.2021).

9 Stadtratsbeschluss vom 25.10.2016 (https://session-bi.stadt-chemnitz.de/voo050.php?__kvonr=6972316; letzter Abruf 02.08.2021).

10 So die derzeitige Ballettdirektorin der Theater Chemnitz im Interview (<https://www.chemnitz2025.de/unsere-zehn-fuer-chemnitz2025-sabrina-sadowska/>; letzter Abruf: 02.08.2021).

11 Kil 2004.

Schließlich begeben wir uns in die äußeren Bezirke der Stadt, auf dem Weg dorthin bleibt der Eindruck weiter Straßen und vergleichsweise großer Leere. Wir wandern durch die Stadtteile Altchemnitz, Markersdorf bis Hutholz. Wir sehen alleinstehende Häuser, Backsteingebäude, renovierten Plattenbau und einen Park, in dem es uns fast so vorkommt, als hätten wir die Stadt schon weit hinter uns gelassen. Irgendwo stoßen wir sogar auf Pferde. Im Vorfeld erscheint uns die Erkundung dieser äußeren Stadtteile, gerade von Markersdorf und Hutholz, als besonders interessant. Nicht nur, weil hier die AfD als stärkste lokale Kraft aus der sächsischen Landtagswahl hervorgegangen ist, bei der Kommunalwahl gar noch verstärkt durch den hohen Wähler*innenanteil der als rechtsextrem eingestuften Wählervereinigung Pro Chemnitz. Sondern auch, weil sich dort ein Teil des sogenannten Heckartgebiets erstreckt – jene Plattenbausiedlung also, in der das NSU-Trio gegen Ende der 1990er Jahre für zwei Jahre Unterschlupf gefunden hatte.

Hier angekommen suchen wir dann allerdings weitgehend vergeblich nach expliziten und offensiven Zeichen des (radikal rechten) Politischen. Der öffentliche Raum ist wieder einmal weitgehend menschenfrei, und eine der wenigen Begegnungen will so gar nicht zu unseren Vorerwartungen passen: Als wir an einer Kreuzung wieder einmal anhalten, um unsere Umgebung ausgiebig fotografisch zu dokumentieren, stellt sich eine Frau in weißem Hidschab lachend vor unser Objektiv und posiert scherzhaft für weitere Fotoaufnahmen. Anstelle der erwarteten Allgegenwart von Politisierung werden wir von einem anderen Eindruck überrascht: dem Eindruck von *Sauberkeit und Ordnung*.

Wir waren bereits auf dem Sonnenberg erstaunt: Bilder typischer Problemviertel im Kopf, sind wir mit der diffusen Erwartungshaltung angerückt, auf Verwahrlosung und Verfall zu stoßen, die vielleicht die Unzufriedenheit und den Zulauf der Menschen zu radikal rechten Positionen erklären könnten. Doch selbst dort, wo Verfall wirklich ist – wie eben bei manchen der heruntergekommenen Gründerzeithäuser, die wir beschrieben haben –, ist er zumeist ordentlich eingehegt und eingegrenzt. So gewinnen dann die ebenso ordentlich eingehegten Abfallinseln, denen wir in den Wohngebieten am Stadtrand begegnen, fast schon so etwas wie symbolischen Charakter: Gelbe, schwarze, blaue und braune Tonne stehen akkurat aufgereiht und sorgfältig umzäunt inmitten gewissenhaft gepflegter grüner Rasenflächen. Seht her, scheinen solche Inseln sagen zu wollen: wir machen zwar Dreck, aber das sauber und ordentlich. Der Eindruck großer Aufgeräumtheit begleitet uns die ganze Zeit, auf herumliegenden Müll stoßen wir kaum, dafür umso häufiger

auf Hinweise und Bitten in Schildform, Hundekot stets zu beseitigen. Dass Müll und Abfallbeseitigung im Chemnitzer Stadtrat wiederkehrende und die Gemüter erhitzen Themen sind, erschließt sich für uns vor diesem Hintergrund nicht so sehr aus einer – im Vergleich mit anderen deutschen Großstädten – objektiven Problemlage. Dieser Umstand scheint uns vielmehr Ausdruck zu sein dafür, dass hier möglicherweise ein vergleichsweise großer Wunsch, eine vergleichsweise noch größere Sehnsucht nach Ordnung und Sauberkeit herrscht.

Aus den bisherigen Schilderungen lässt sich schließen, dass Chemnitz uns auf unseren Streifzügen als eine Stadt entgegentritt, in der das Politische kaum präsent ist – weit weniger in jedem Falle, als viele es offenbar im Nachgang der Ereignisse von 2018 erwartet hatten. Mit derart negativen, häufig von außen an die Stadt herangetragenen Erwartungen waren wir ja bereits in dieses Kapitel gestartet, und ein von uns interviewter Polizist berichtet:

»Wir kennen es jetzt auch von vielen Besuchen aus politischer Richtung, [...] weil da nach den Ereignissen auch viele, viele kamen und sich ein Bild machen wollten. Dass sie dann am späten Abend durch die Innenstadt gelaufen sind und gesagt haben: ›Hier ist doch alles schick! Die Leute sind unterwegs, alle sind gut drauf. Keiner geht sich an die Gurgel. Ich seh' keine blitzenden Messer. Das hätt' ich mir ganz anders vorgestellt.«

Doch natürlich ist es nicht so, dass wir dem Politischen überhaupt nicht begegnen. Politisierungen gelingen im öffentlichen Raum und im städtischen Alltag vor allem dort, wo bereits etablierte politische Symbole¹² (bzw. symbolische Ausdrücke) alltägliche Gegenstände und Handlungen politisch *auf*la-

12 Die Möglichkeiten der Nutzung entsprechender politischer Symbole sind dabei sehr vielfältig, der Fantasie sind kaum Grenzen gesetzt. Betrachtet man allein das Repertoire der Symbolisierung radikal rechter bis rechtsextremer Weltdeutungen, so hat man eine breite Auswahl: Es gibt einen Katalog an etablierten Begriffen (»Volk«, »Lügenpresse«, »Altparteien«) oder Aussagensystemen (»Islamisierung des Abendlandes«), die sich im sozialen Zusammenhang als Ausdruck der entsprechenden politischen Gesinnung etabliert haben. Weitere Möglichkeiten sind Kleidungsstücke (»ThorSteinar-Kleidung«), Frisuren (»Skinhead«), Körperbewegungen (»Hitler-Gruß«), Zeichen (»Hakenkreuz«, Parolen (»Ausländer raus!«), Fahnen (»Reichskriegsflagge«), Lieder (»Deutschland, Deutschland über alles...«), Bands (»Die Lunikoff Verschwörung«), Feindbilder (»Messermigranten«), Zahlencodes (»18«), Akronyme (»WAR«) oder Tätowierungen (»schwarze Sonne«).

den,¹³ sie mit ihrer Politizität sozusagen anstecken. In dieser Form kreuzt das Politische durchaus gelegentlich unseren Weg: eine Hauswand, auf der »kein Platz für Nazis« ist; ein Stromkasten in Alchemnitz, der meint »Multikulti tötet«; ein Straßenbelag in Markersdorf, der eine »Zona Antifa« ausruft; ein Pullover der rechtsgerichteten Kleidermarke »Consdaple«, der von der politischen Gesinnung seines Trägers kündigt; ein Kopftuch, an dem radikal rechte Ressentiments Halt finden; Aufkleber auf Straßenlaternen im Zentrum, die vor allem antirassistische Botschaften kundtun (»AfD wählen? Kannste schon machen, aber dann biste halt rassistisch«); eine prominent platzierte Zeitschrift in der Auslage eines Kiosks, die zugibt: »Ich bin rechts«¹⁴; oder auch mal eine Plakette in der Trambahn, die darauf hinweist, dass Chemnitzer Infrastruktur »aus den Mitteln der Europäischen Union gefördert« wird. Manche dieser Symbole sind dabei im Kollektivbewusstsein so sehr als Zeichen einer konflikthaften politischen Positionierung verankert, dass ihr Anblick Betrachtende unmittelbar in politische Habachtstellung zu versetzen vermag. Andere Symbole wiederum sind so subtil, so esoterisch, dass beträchtliche Sensibilität und Expertise erforderlich sind, um sie als politische Symbole überhaupt zu erkennen.

Doch das Politische bleibt im öffentlichen Raum, bleibt im städtischen Alltag *marginal*, nur vereinzelt drängt es sich der Wahrnehmung auf. Anstelle der durch und durch politisierten, aufgeheizten Stimmung, die insbesondere Außenstehende nach der Krise im Sommer 2018 in Chemnitz vermuten, trifft man so vor Ort auf einen eher verschlafenen urbanen Alltag. Anstelle der vermuteten Allgegenwart konflikthafter Spannungen zwischen unterschiedlichen Gruppen dominiert, geradezu im Gegenteil, der Eindruck einer erstaunlichen Stille und Leere. Auch wenn diese Leere zwischen trister Verlassenheit und hoffnungsvoller Weite schwankt: Ein Risikogebiet, eine Krisenzone hatte man sich wirklich anders vorgestellt.

13 Bochmann/Negnal/Scheffer 2019.

14 So die Titelgeschichte der radikal rechten Zeitschrift Compact im Dezember 2019 (<https://www.compact-shop.de/shop/compact-magazin/compact-12-2019-ich-bin-rechts-jungwaehler-schocken-altparteien/>; letzter Abruf: 10.01.2022).

2.2 Lauern auf dem Weihnachtsmarkt

Die überraschende Abwesenheit des Politischen stellt eine Studie, in der es doch genau darum gehen sollte, vor Herausforderungen. Wenn es gar nicht so einfach ist, im öffentlichen Raum auf Politisierungen zu stoßen, man aber trotzdem nicht den einfachen Weg wählen und sich nur noch explizit politischen Veranstaltungen – Demonstrationen, Kundgebungen usw. – zuwenden möchte, worauf schaut man dann, woran lässt sich die forschende Wahrnehmung überhaupt festmachen? Entlang einer analytischen Geschichte vom Chemnitzer Weihnachtsmarkt setzen wir uns mit den Schwierigkeiten und Unsicherheiten auseinander, vor denen unsere Forschung am Anfang steht. Doch diese Geschichte weist zugleich über unsere eigene Forschungspraxis hinaus – viel allgemeiner macht sie sichtbar, welche Gefahren dem Erkenntnisprozess aus starken Vorerwartungen und einem mächtigen Willen zur eindeutigen Bestimmung erwachsen. Zwischen Glühwein und Holzkunsthandwerk aus dem Erzgebirge erzählen wir genau davon.

Der Chemnitzer Weihnachtsmarkt, der im Winter 2018 wie jedes Jahr auf dem zentralen Marktplatz stattfindet, scheint uns eine spannende Veranstaltung zu werden. Zum einen schlicht deshalb, weil sich hier Chemnitzer*innen in größerer Zahl versammeln und wir uns aufgrund dieser greifbaren Kollektivität in einer ansonsten häufig leer wirkenden Stadt eine stärkere Präsenz des Politischen versprechen. Zum anderen, und vor allem, weil es im Vorfeld Diskussionen gegeben hatte: Sollte der Weihnachtsmarkt – so kurz nach den Ereignissen, die die ganze Stadt erschüttert hatten – nicht doch besser abgesagt werden? Wer kann schließlich garantieren, dass es hier nicht wieder (wie am Rande des vorausgegangenen Stadtfests) zu Eruptionen von Hass und Gewalt kommt? Am Ende setzen sich allerdings diejenigen durch, die diese traditionsreiche Veranstaltung wie gewohnt laufen lassen möchten, und so können wir unsere Beobachtungen dort beginnen.

Auf dem Weihnachtsmarkt angekommen und nach längeren Aufenthalten in erheblicher Kälte sehen wir jedoch zunächst wieder einmal: nichts. Zumindest nichts, was auf uns den Eindruck gemacht hätte, dass wir es gut und ergiebig für unser Projekt hätten einsetzen können. Selbst die Sicherheitsdebatte im Vorfeld der Veranstaltung hat vor Ort kaum sichtbare Spuren hinterlassen: Weder scheint die Präsenz der Polizei besonders hoch, noch gibt es materielle Vorkehrungen, die das Eindringen von Fahrzeugen oder größeren Menschenmassen auf das Gelände verhindern könnten. Stattdessen präsentiert sich uns ein netter, völlig unspektakulärer Weihnachtsmarkt: viele kleine

Holzbuden, die von den umliegenden Kaufhäusern weit überragt und überstrahlt werden; es gibt Glühwein und es riecht auch danach; Lautsprecher beschallen das Gelände mit vertrauten Weihnachtsliedern, der musikalische Resonanzraum soll wohl aus den Besucher*innen weihnachtlich gestimmte, besinnliche und vielleicht sogar kauffreudige Subjekte machen. Auffällig ist die regionale Holzkunst: Als schwer zu übersehendes Symbol der Zugehörigkeit ragt eine zwölf Meter hohe Riesenpyramide im erzgebirgischen Stil über den Platz. Anstelle von Christbaumschmuck aus Glas, Wachs oder Plastik, der andernorts das Bild bestimmt, grüßen in Chemnitz Räuchermännchen, Mini-Pyramiden und Schwibbögen von den Auslagen zahlreicher Buden. Schwibbögen sind während der Weihnachtszeit überhaupt stete Vertraute der durch die Stadt Streifenden, auch jenseits des Marktes leuchten sie aus vielen Fenstern. Wir erschließen uns das Feld im Laufenden, führen Gespräche mit Budenbetreiber*innen, lauschen auch mal bei der ein oder anderen Unterhaltung zwischen Besucher*innen. Zu ethnografischen Zwecken genießen wir böhmisches Gulasch, deutsche Currywurst, ungarisches Langos und sächsischen Glühwein. (Nur einen Schwibbogen kaufen wir nicht – so weit geht die ethnografische Hingabe dann doch nicht.) Doch es hilft nichts: Es bleibt der Eindruck eines normalen, harmlosen Weihnachtsmarkts, bei dem sich alles um das Kaufen, Konsumieren und Flanieren dreht. Auch der Weihnachtsmarkt in Chemnitz ist ein Ort, der auf den ersten Blick mehr zur Kulturanalyse und Konsumkritik einlädt als zur politischen Ethnografie.

In unserer Ratlosigkeit machen wir genau das, was kritischen Beobachter*innen der Stadt vermutlich auch häufig passiert: Ohne darüber nachzudenken beginnen wir irgendwann damit, ganz gezielt auf die oben bereits angesprochenen Zeichen des radikal Rechten zu *lauern*.¹⁵ Anders ist kaum erklärlich, dass uns mit einem Mal die auf dem Platz aufgebaute historische Spieleisenbahn verdächtig erscheint. Deutet die Aufschrift nicht auf eine problematische Haltung zur deutschen NS-Vergangenheit hin? Das Wort »Reich« in »Reichsbahn« genügt, um uns in Alarmbereitschaft zu versetzen. Aufgeschnappte Gesprächsfetzen fühlen sich in diesem Wahrnehmungsmodus wie eine Bestätigung von Vorannahmen an: Hat da nicht zwei Holzbuden weiter gerade jemand »Ausländer« gesagt? Auch das äußere Erscheinungsbild der Besucher*innen zieht jetzt unsere Aufmerksamkeit auf sich: Kann man nicht

15 Was neben der selektiven Wahrnehmung auch technisch gar nicht so einfach ist – wie erkennt man überhaupt zweifelsfrei entsprechende Personen und Symbole? Und wie grenzt man das ab? (Siehe dazu etwa Schmidt 2011).

die politische Gesinnung von Personen an ihrem Haarschnitt oder ihrer Kleidung ablesen? Aha: ein »Thor Steinar«-Schlüsselanhänger! Und dort: Sieht dieser Vogel oder Adler oder was auch immer auf dieser schwarzen Bomberjacke (aha!!) nicht verdächtig martialisch aus? Unsere Suche nach politischen Äußerungsformen hat sich inzwischen in eine Art Schnitzeljagd verwandelt: schon wieder einen Hinweis gefunden, und schon wieder!

Diese Art der Erkenntnissuche ist zugleich naheliegend und hochproblematisch. Nach mehreren Beobachtungstagen gewinnen wir zwar den Eindruck, dass man radikal rechten Insignien in der Chemnitzer Öffentlichkeit tatsächlich deutlich häufiger begegnet als in anderen Großstädten (und viele unserer Chemnitzer Informant*innen würden das sicherlich ohne Zögern bestätigen). Doch für diese These fehlen uns belastbare, quantifizierende Daten. Und selbst wenn wir sie hätten: Die bloße Häufung solcher Insignien könnte ein Hinweis auf eine höhere Population radikal rechter Personen sein, sie könnte aber auch auf eine größere normative Permissivität gegenüber radikal rechten Symbolen hindeuten – oder beides. Zum Problem wird die Fokussierung auf sichtbare politische Symbole vor allem dort, wo eine selektiv registrierende Wahrnehmung umschlägt in etwas, das man vielleicht als *lauernde Wahrnehmung* bezeichnen könnte.

Die *lauernde Wahrnehmung* ist eine Form der Beobachtung, die bereits im Vorhinein weiß, womit sie zu rechnen hat, in der Situation nach genau diesem Moment Ausschau hält und den Augenblick der bestätigten Erwartung als Erkenntnis verkennt. Sie bedroht die ethnografische Forschung, die als entdeckende Methode darauf ausgelegt ist, gerade nicht etwas schlicht Bekanntes zu reproduzieren, sondern einen Gegenstand durch seine komplexe Beschreibung in einem neuen Licht erscheinen zu lassen.¹⁶ Doch die *lauernde Wahrnehmung* ist nicht nur ein ethnografisches Problem. Wir kennen sie aus alltäglichen Prozessen der Stereotypisierung und Stigmatisierung, wie sie beispielsweise vom Soziologen Erving Goffman¹⁷ plastisch beschrieben worden sind. Wir kennen sie auch aus der kognitionspsychologischen Forschung zum »confirmation bias«,¹⁸ der Menschen dazu neigen lässt, eher solche Informationen aufzunehmen und zu verarbeiten, die mit bereits bestehenden Überzeugungen übereinstimmen. Die *lauernde Wahrnehmung* basiert auf

16 Vgl. Hirschauer et al. 2013.

17 Goffman 1967.

18 Oswald/Grosjean 2004.

Komplexitätsindifferenz und Übersteigerung selektiver Momente von Wirklichkeit. Das Problem dabei ist nicht unbedingt, dass wir bestimmte Merkmale wahrnehmen. Sondern dass wir *nur* noch sie wahrnehmen, dass es uns also nur noch darum geht, das radikale Rechte zu entlarven. Wer aber entlarven will, der hat Verstehen nicht mehr nötig, der weiß schon, was sich unter der Maske verbirgt. Das Lauern auf radikal rechte Zeichen läuft so Gefahr, einen Kurzschluss im Erkenntnisprozess zu verursachen, ein Perpetuum mobile einer die Welt verkennenden Weltsicht.

So haben wir unseren Besuchen auf dem Weihnachtsmarkt am Ende also doch eine wichtige Einsicht zu verdanken. An uns selbst haben wir dort erfahren, wie leicht es ist, in einen lauernden Wahrnehmungsmodus zu verfallen – in einen Modus also, der anstelle von Erkenntnis nur die Bestätigung des Immergleichen hervorbringt. Schlimmer noch als das: Indem jenes Lauern jede noch so komplexe soziale Situation auf nur ein Moment zusammenschrumpft, und indem es dieses eine Moment in seiner Bedeutung unendlich übersteigert, leistet es selbst einer Essenzialisierung Vorschub, der sich unsere Untersuchung doch so strikt entgegensetzt. Bei Weihnachtsliedern und eisiger Kälte mussten wir daher lernen, auch beim Umgang mit der radikalen politischen Rechten nicht in die Komfortzone des bereits allzu vertrauten Denkens zu gleiten. Sondern genau dagegen anzuarbeiten – in einem ersten Schritt, indem uns bewusst geworden ist: wie schmal der Grat zum Lauern ist.

2.3 Die Banalität des radikal Rechten, oder: mit Nazis im Döner-Lokal

Eine Theoretikerin, die sich wie kaum eine andere darauf versteht, gegen das Selbstverständliche anzuarbeiten, ist Hannah Arendt. Das gilt – für unsere Zwecke passend – vor allem für ihre Auseinandersetzung mit Phänomenen des Politischen, insbesondere mit totalitären politischen Tendenzen. Ganz besonders trifft das für Arendts berühmten Bericht zum israelischen Gerichtsprozess gegen den Verwaltungsmassenmörder Adolf Eichmann zu, der uns nun helfen wird, die Situation in Chemnitz etwas besser zu verstehen. Eichmann war zur Zeit des Nationalsozialismus für die systematische Vernichtung von Menschen jüdischen Glaubens bzw. jüdischer Abstammung zuständig gewesen. Während viele in Eichmann ein unmenschliches Monster sehen (und sehen wollen), die Verkörperung des absolut Bösen, um sei-

ne schrecklichen Taten überhaupt erklären zu können, malt Arendt anhand des Prozessgeschehens ein ganz anderes Portrait – und löst damit harsche Kontroversen aus (heute würde man vielleicht von einem »Shitstorm« sprechen).¹⁹ Sie erkennt Eichmann dabei als pedantischen, bürokratischen, eher nichtigen Charakter, der schlichten Stolz daraus bezieht, »seine Pflicht getan [zu haben], wie er im Polizeiverhör und vor Gericht unermüdlich versicherte«²⁰ und dem es noch peinlich ist, drei Menschen gerettet zu haben, weil das einen Verstoß gegen das offizielle Verfahren bedeutete. Das Erschreckende an diesem Fall liegt für Arendt in dem Umstand begründet, dass an Eichmann gerade *nichts* offensichtlich Schreckliches ist, dass er gerade nicht zum Bild des personifizierten Bösen taugt. Arendt notiert:

»Eichmann war nicht Jago und nicht Macbeth, und nichts hätte ihm ferner gelegen, als mit Richard III. zu beschließen, »ein Bösewicht zu werden«. Außer einer ganz ungewöhnlichen Beflissenheit, alles zu tun, was seinem Fortkommen dienlich sein konnte, hatte er überhaupt keine Motive.«²¹

So gelangt sie schließlich zu ihrer These von der »Banalität des Bösen« und damit zu der Feststellung, dass manchmal gerade das Unauffällige und scheinbar »Normale« der furchtbarste, weil am wenigsten erwartete Träger des Schreckens ist.

Nun ist in Chemnitz nicht der Nationalsozialismus ausgebrochen, selbst im Sommer 2018 nicht (wenn das auch in mancher Berichterstattung vielleicht für den Moment so geklungen haben mag), und die zentralen Akteur*innen der radikalen Rechten vor Ort sind nicht mit Eichmann zu vergleichen (wenn man sich auch bewusst machen sollte, dass die politischen Gesinnungen, für die sie stehen, verwandt sind). Doch die Gemeinsamkeit besteht dort, wo auch Kritiker*innen der Geschehnisse in Chemnitz sich auf das Urteil versteifen, die Problemlage in der Stadt sei *offensichtlich*. Wenn uns aber unsere bisherigen analytischen Geschichten von Chemnitz eines gezeigt haben, dann den Umstand, dass radikal rechte Probleme im städtischen

19 Rabinbach 2004.

20 Arendt 2013a: 231.

21 Arendt 2013a: 56.

Alltag gerade *nicht* offensichtlich sind.²² Hier wie in anderen Städten auch sind die Äußerungsformen des Sozialen vielfältig, diffus, widersprüchlich, nicht eindeutig bestimmbar – und das Politische bildet lediglich einen kleinen Teil davon. Aus der Dichte des Alltags blitzen nur gelegentlich politische Momente hervor. Und wie sollte es auch anders sein? Eine Gesellschaft, in der alles politisch ist – in der uns also ständig die Kontingenz der Geschehnisse vor Augen steht, fortlaufend Konflikte drohen und aktive Kollektivierungen notwendig sind –, wäre nicht nur schwer zu imaginieren, sondern auf die Dauer wohl auch schwer zu ertragen. Das Politische ist daher, auch in Chemnitz, *marginal*.

Besonders deutlich wird uns die Marginalität des Politischen paradoxerweise überall dort, wo wir uns auf stark politisiertem Terrain bewegen, bei Demonstrationen beispielsweise: Gerade noch umringt von Aktivist*innen, expliziten Transparenten, Megafonen, Polizei in schwarzen Kampfanzügen und Absperrgittern, umfängt uns nur zwei Straßenecken weiter zur gleichen Zeit das heitere Leben der Fußgängerzone – ein bisschen Shoppen, Schwatzen, vielleicht ein Eis, nichts Ungewöhnliches zu sehen, von der Demonstration ist überhaupt nichts zu hören. Es ist kein weiter Weg, es braucht nicht viel, und das Politische tritt in der Stadt kaum noch in Erscheinung, das Leben erscheint einem wieder so unproblematisch, konfliktarm und eher harmonisch wie eh und je. Es ist diese häufig als Bruch erlebte »seltsame Trennung [...] zwischen Wahlen für populistische Parteien und einem eigentlich gut funktionierenden Alltag«,²³ die Beobachter*innen der Stadt häufig vor Rätsel stellt. Immer wieder werden auch wir in Chemnitz, inmitten des Politischen, mit Alltag überrascht.

Wo wir umgekehrt inmitten des Alltags vom Politischen überrumpelt werden, wird uns häufig die *Banalität des radikal Rechten* bewusst. Ein Beispiel: Nach einem langen (und besonders ereignislosen) Streifzug durch Chemnitzer Straßen beschließen wir, unser wissenschaftliches Tagewerk mit einem Besuch in einem Döner-Lokal auf dem Sonnenberg – Ethnografie macht

22 Wohlgemerkt: Für uns als weiße Deutsche, die die große Mehrheit in Chemnitz ausmachen. Die Stadt begegnet Menschen zumindest teilweise anders, wenn sich bei ihnen aufgrund von äußerlichen Merkmalen ein Migrationshintergrund unterstellen lässt (siehe Kapitel 6).

23 So wundert sich etwa der Generalintendant der städtischen Theater Chemnitz im Fernsehinterview (Interview auf 3sat, Kulturzeit: <https://www.zdf.de/kultur/kulturzeit/gespraech-mit-christoph-dittrich-102.html>; letzter Abruf: 19.12.2021).

hungrig – zu beenden. Auf dem Weg zur Toilette fällt unser Blick auf einen Nebenraum, in dem sich der Raucherbereich befindet, ausgestattet mit einem Spielautomaten, fünf Holztischen und einem Flachbildfernseher (es läuft Fußball). Es ist jedoch nicht die Ausstattung des Raumes, die unsere ethnografische Neugier wiedererwachen lässt, es sind die fünf Männer, die sich darin um einen der Tische gruppieren: Sie sind weiß, glatzköpfig, breit-schultrig, geschätzt alle zwischen 30 und 40 Jahren alt und mit der ostentativen Zurschaustellung ihrer radikal rechten Uniformen aus Pitbull- und Thor-Steinar-Kleidung eindeutig als bekennende Vertreter*innen der radikalen Rechten zu erkennen. Eine kleine Versammlung, die ohne weiteres als Sitzung des örtlichen Neonazi-Vereins durchgehen könnte.²⁴ Wir beschließen spontan, unseren Arbeitstag noch etwas zu verlängern und setzen uns an einen der freien Tische im Nebenraum. Das könnte interessant werden, denken wir uns.

Wird es aber nicht. Die Männer zeigen kein Interesse an uns oder an dem Fußballspiel, das in einer Ecke über den Bildschirm flimmert, stattdessen unterhalten sie sich lautstark über die vergangene Arbeitswoche und durch Alkohol geprägte Abendaktivitäten. Der raumeinnehmende Wortführer erzählt Anekdoten aus seinem Job als Türsteher, in denen er als »ordnungsliebender Mensch« betrunkene Personen rauswerfen oder »Ungeziefer« an seiner Tür abrallen lässt. Ansonsten passiert nichts Aufregendes, die Männer reden im Modus angeheiterter Leute über private Dinge. Politisches hingegen spielt keine Rolle, sie pöbeln niemanden an, auch ihr Verhalten gegenüber dem Wirt mit türkischem Migrationshintergrund ist vollkommen unauffällig. So sitzen wir also etwas verloren da, lauschen beiläufig markigen Geschichten und unspektakulären Witzchen und sehen fünf Männern dabei zu, wie sie in ihrer Freizeit Bier trinken. Was die Männer für uns aus dem Strom des Alltags heraushebt ist allein ihr raues Vokabular und ihr textiles Bekenntnis zur radikalen Rechten. Doch was sie hier tatsächlich tun, ist ziemlich harmlos. Die Situation wirkt durch und durch banal.

Arendt ist mit ihrer Analyse über Eichmann häufig falsch verstanden worden. Denn natürlich wollte die politische Theoretikerin – die sich wie kaum jemand sonst an totalitären Systemen denkend abgearbeitet hat – mit ihrer Diagnose der Banalität Eichmanns den Terror nationalsozialistischer Massenmorde nicht relativieren und kleinreden. Und auch wir wollen mitnichten

24 Tatsächlich stellen wir bei wiederholten Besuchen im Lokal fest, dass die fünf Männer anscheinend immer wieder hierher kommen.

behaupten, dass radikal rechte Gruppen harmlos und banal *sind*, nur weil sie im städtischen Alltag häufig als harmlos und banal *in Erscheinung* treten. Was wir vielmehr aus der Arendt'schen Analyse – selbst, wenn sie ganz anders gelagert ist als unsere eigene Studie – mitnehmen können, ist die Einsicht in die potenzielle Allianz, die das *Banale* mit dem *Abgründigen* eingehen kann. Denn sie macht deutlich, wie voraussetzungsvoll es in der Tat ist, in komplexen sozialen Situationen und gesellschaftlichen Verhältnissen problematische Tendenzen zu erkennen; wie wenig selbstevident also entsprechende Diagnosen sind. Arendt übt sehr klar Kritik an jenen, die während des von ihr beobachteten Gerichtsprozesses so tun, als wäre die Beurteilung moralischer Sachverhalte nur eine Frage der vermeintlich natürlichen, »unzweideutigen Stimme des Gewissens«. ²⁵ Wer so argumentiert, der scheut sich, meint Arendt, vor der Auseinandersetzung mit komplexen Zusammenhängen, die eben nicht schon von vornherein eindeutig sind und daher das eigenständige Urteilen herausfordern.

Wir schlussfolgern aus all dem, dass im Umgang mit der radikal rechten Bedrohung in Chemnitz (und in demokratischen Gesellschaften allgemein) nicht nur vonseiten derjenigen Gefahr droht, die keinerlei Handlungsbedarf sehen. Sondern auch von dort, wo suggeriert wird, diese Bedrohung – die sich doch erst aus der intensiven Auseinandersetzung mit Statistiken als klares Bild ergibt ²⁶ – wäre völlig offensichtlich und so eindeutig wie unmittelbar erkennbar. Denn letztere Unterstellung wirkt als massives Hindernis der Einsicht in den *Risikocharakter* eben jener Bedrohung entgegen, der sie so oft latent und unsichtbar bleiben lässt und gerade dadurch so gefährlich macht. ²⁷ Wenn den Chemnitzer*innen heute im Alltag das radikal Rechte begegnet, so werden es in aller Regel nur kleine Momente sein, die im Strom der alltäglichen Ereignisse leicht untergehen können. Und wenn derart marginale Momente sich dann für sie selbst auch noch als banal erweisen, wird kaum noch jemand einen Gedanken darauf verschwenden. Gehen wir davon aus, dass wir alle ein Stück weit Statistiker*innen unseres eigenen Alltags sind, so wird in Chemnitz begreiflich, warum sich angesichts der Masse an banalen Ereignissen und unauffälligen Begegnungen eine erhöhte Alarmbereitschaft nicht ohne Weiteres einstellt. Die Normalität des Alltags, die Marginalität des

25 Arendt 2013a: 247.

26 <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/5733/umfrage/politisch-motivierte-straft-aten-mit-extremistischem-hintergrund/> (letzter Abruf: 19.12.2021).

27 Vgl. Feustel/Spissinger 2019.

Politischen und die Banalität des radikalen Rechten helfen dann, das Abgründige zu übersehen bzw. es in seiner Abgründigkeit zu *verkennen*.

2.4 Karl-Marx-Stadt a.D.

Kein Buch über Chemnitz kommt ohne eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit der Stadt – die für einige Jahrzehnte Karl-Marx-Stadt hieß – als DDR-Metropole aus. Die Spuren, die diese Vergangenheit hinterlassen hat, sind uns zuvor schon in Form der Leere und Weite begegnet, die die Abwanderung großer (insbesondere junger, hochqualifizierter und mehrheitlich weiblicher)²⁸ Bevölkerungsteile nach der Wende mitbedingte. In den Straßen der Stadt stoßen wir darüber hinaus fortlaufend auf materielle und symbolische Relikte der DDR, sie sind sichtbarer und alltäglicher Teil des öffentlichen Lebens. Das gilt auch für das wohl bekannteste Wahrzeichen der Stadt, das Karl-Marx-Monument: Unmittelbar nach der Wende, nachdem nämlich die Stadt auf der Grundlage einer Einwohner*innenbefragung im Jahr 1990 wieder ihren ursprünglichen Namen erhalten hatte, wurde intensiv und ernsthaft über Abriss oder Verkauf des »Nischels« diskutiert.²⁹ Man hatte sich damals für den Erhalt der riesenhaften Skulptur entschieden, die mittlerweile völlig selbstverständlich und unumstritten zum Stadtbild gehört: Anwohner*innen spazieren ohne Zögern vorüber, Tourist*innen schießen Fotos, ein China-Restaurant hat sich direkt gegenüber angesiedelt, Kinder klettern darauf herum. Mit dem Karl-Marx-Kopf wird für Mundwasser, Arbeitsplätze, das lokale Basketballteam, eine Kletterhalle, ein Bier, den Städtetourismus, Studiengänge und vieles mehr geworben. Und in der Krise des Sommers 2018 ist er selbst den Versammlungen der radikalen Rechten willkommene Kulisse, um die eigene Botschaft mit zusätzlicher symbolischer Strahlkraft zu versehen – ohne dabei auch nur die geringste Gefahr zu laufen, dass jene deshalb als marxistische Botschaft missverstanden würde.

In der bundesrepublikanischen Kollektiverinnerung (die lange von westdeutscher Dominanz geprägt war und es in gewissem Grad sicherlich auch

28 <https://www.chemnitz-in-zahlen.de/stadtteil-daten/gesamstadt-chemnitz/#Wanderungen> (letzter Abruf 02.08.2021).

29 Die deutschen Städte Trier (Marx' Geburtsort) und Köln (Marx' zeitweiliger Arbeits- und Lebensmittelpunkt) hatten damals ernsthaftes Interesse angemeldet (<https://www.vorwaerts.de/artikel/karl-marx-deutschland-gefragt>; letzter Abruf 02.08.2021).

heute noch ist³⁰⁾ ist die DDR stark politisch besetzt – als das diktatorische System nämlich, das seinen Bürger*innen elementare Grundrechte verwehrt hat. Im öffentlichen Raum in Chemnitz hingegen treten uns die Relikte des Systems weitgehend entpolitisiert entgegen – nicht nur am Karl-Marx-Monument, sondern beispielsweise auch in einem Buchladen am Hauptbahnhof, der Kalender und Bücher zu Themen wie »Feuerwehren in der DDR«, »Aktfotografie in der DDR«, »Ferien in der DDR« und ein »DDR Kochbuch« zu bieten hat. Oder auch in den repräsentativen Betonbauten des Sozialismus, wie es zum Beispiel die Stadthalle im Zentrum darstellt, die gemeinsam mit Zeugnissen anderer historischer Epochen eine inkongruente Melange bildet, wie sie für historisch gewachsene urbane Räume typisch ist.

Dass die Entpolitisierung des öffentlichen Raums, die oben thematisierte Marginalität des Politischen jedoch möglicherweise etwas über das andernorts Typische und gleichermaßen Beobachtbare hinausgehen, lässt sich mit Steffen Mau unter Bezug auf die DDR-Erfahrung ihrer Einwohner*innen vermuten. Mau hat 2019 mit seinem Buch »Lütten Klein« eine wunderbar transparente Bestandsaufnahme der spezifisch ostdeutschen Situiertheit innerhalb der Bundesrepublik geschrieben, in der der »privatistische Rückzug«³¹ der Bevölkerung angesichts staatlicher Kollaborationszumutungen als Strategie des Freiheitsgewinns plausibel wird. Mau begründet so auch, warum »eine wirkliche Aneignung des Sozialraums«³² damals nicht stattfand – diese Enthaltung von Öffentlichkeit wirkt möglicherweise bis heute in den so häufig recht verlassenen Straßen von Chemnitz nach.

Der Bezug auf Mau wird uns nun auch helfen, unsere nächste analytische Geschichte zu entfalten: eine Szene, in der die weitgehend unpolitische, aber doch komplexe Form des Erinnerns an die DDR-Vergangenheit zutage tritt. Die Szene spielt im Spätherbst, an einem sonnigen Tag, an dem wir wieder einmal durch eines der Viertel der Stadt streifen. Froh über das schöne Wetter tun wir es einer älteren Dame gleich, die neben uns auf einer Parkbank die Sonne genießt und setzen uns. Ihr Alter schätzen wir auf um die 70 Jahre, sie hat ein freundlich-faltiges Gesicht, mittelbraun gefärbte Haare, ist unauffällig, eher dunkel gekleidet; sie trägt eine schlichte Hose, eine warme Herbstjacke, schwarzes Schuhwerk. Wir erkundigen uns bei ihr über den Park, in dem wir uns gerade befinden. Die Dame kann Auskunft geben, und

30 Krampitz 1976.

31 Mau 2019: 84.

32 Ebd.: 66.

so geraten wir in ein sehr angenehmes und interessantes Gespräch über den Park, über die Häuser darin, die noch aus der DDR-Zeit stammen, über die DDR selbst und das Leben im vereinten Deutschland.

Das Ökonomische spielt in der Erzählung der älteren Dame eine bedeutende Rolle,³³ sie gibt zu, dass ihr das Geld als Rentnerin manchmal knapp wird. Während sie sich früher etwa die Fahrten mit dem Nahverkehr leisten konnte – in der DDR hätte das Abo nur ein paar Mark gekostet! – und beim Einkauf gelegentlich auch mal ein Magazin den Weg in ihren Korb gefunden hätte, könne sie heute solche Ausgaben nicht mehr stemmen. Die Rente wäre einfach recht gering. Dabei habe sie nach der Wende erst einmal gut verdient: Nachdem sie zunächst ihre Arbeit verloren hatte – damit ereilt sie, wie Mau es beschreibt, das »ostdeutsche Kollektivschicksal«³⁴ der transformationsbedingten Arbeitslosigkeit –, findet sie bald wieder eine Beschäftigung, wenn auch nicht im Büro, wie bisher, sondern in einer Fabrik. Was ihr dort aber schnell gefehlt habe, das ist das Gemeinschaftsgefühl: Während sie sich früher viel mit den Kolleginnen unterhalten, sich mit ihnen über Probleme ausgetauscht und gemeinsam Feste gefeiert habe, sei das in der Fabrik nun alles weggefallen. Hier sei jeder ziemlich für sich gewesen, vor dem Hintergrund immer wieder drohender Entlassungen habe sich ein bislang weitgehend unbekanntes Konkurrenzempfinden eingestellt. Und wenn es dann bei der Entlassung mal wieder jemand anderen erwischte habe, hätte man sich eingeredet: »Es war doch richtig, dass es diese Person getroffen hat und nicht mich selbst«. Ganz ähnlich schildert Mau in seinem Buch ein ökonomisches Klima der Prekarisierung, das sich nach der Wende einstellt und permanente Unsicherheit ebenso wie Anomieerfahrungen hervorbringt.³⁵ Gleichzeitig betont unsere Gesprächspartnerin aber wiederholt, dass es gut gewesen sei, dass sie auf ihrer neuen Stelle mehr verdient hätte als an ihrer alten Wirkungsstätte in der DDR. Und der höhere Verdienst habe sie schon auch ein bisschen gereizt. Wiederholt resümiert sie, in uneindeutiger Kollektivierung: »Wir sind zufrieden.«

Dennoch: In gewisser Weise seien die Handlungsmöglichkeiten vor der Wende manchmal sogar größer gewesen. Die Dame erinnert sich, dass man damals für ein Festessen auch mal ein schönes Stück Ochsenzunge zubereiten

33 Pollack 2020: 148ff.

34 Mau 2019: 151.

35 Ebd.: 160.

konnte – heute sei es undenkbar für sie, an eine solche Delikatesse zu kommen. Wir zeigen uns an dieser Stelle ein wenig erstaunt, steht uns die DDR doch vor allem als Mangelwirtschaft vor Augen. Als wir unser Erstaunen äußern, zögert sie einen Moment, bevor sie nachschiebt: Naja, dafür hätte man dann eben gewisse Beziehungen gebraucht. Dass die Dame mit ihrer Einbettung in Beziehungsnetze nicht allein war, wird auch in Maus Milieustudie deutlich, der generalisierend formuliert: »Um notwendige Dinge zu besorgen und die eigenen Konsumchancen zu verbessern, griff man im Alltag häufig auf instrumentell-personale Beziehungen zurück.«³⁶ Als ob sie aber unbedingt vermeiden wollte, dass wir den Eindruck erhalten, sie würde die DDR im Nachhinein zu einseitig positiv betrachten, schiebt die Dame immer wieder hinterher: Aber es habe auch wirklich Seiten an der DDR gegeben, die sie nicht gut gefunden hätte. Die Stasi zum Beispiel. Sie selbst habe ja stets gemacht, was ihr aufgetragen worden sei, das sei einfach ihre Einstellung. Wirklich schwierig wäre es aber für diejenigen gewesen, die rebelliert hätten.

Im Verlauf des Gesprächs wird auf diese Weise deutlich, wie *ambivalent* die Bewertung der beiden politischen Systeme durch unsere Gesprächspartnerin ausfällt. Da stehen Verdienstmöglichkeiten neben Gemeinschaftsgefühl, Ochsenzunge neben Stasi, die Auskömmlichkeit ihres eher angepassten Lebens in der DDR neben dem Bewusstsein für die Bedrohung, der die Unangepassten dort ständig ausgesetzt waren. Auch ihre Sicht auf die Wiedervereinigung bleibt, diesen Eindruck gewinnen wir, bis zuletzt in der Schwebe – wir sind uns nicht ganz sicher, ob ihr eine eindeutige Antwort auf die Frage möglich gewesen wäre, ob die Wiedervereinigung nun »für die Bürger in den Neuen Bundesländern mehr Vorteile als Nachteile gebracht«³⁷ hat. Mau kritisiert: »In medialen Debatten und erinnerungspolitischen Initiativen lag der Schwerpunkt stets auf Mauer, Flucht und Teilung, lebensweltliche Bezüge waren selten. Die Beschreibung der DDR vor allem als Diktatur betrachten viele Ostdeutsche daher als Verzerrung der Realität.«³⁸ Er prangert damit eine Vereinseitigung des Diskurses an, der eine Differenzierung zwischen politischem und alltäglichem Leben, der etwas anderes als eine pauschale Verurteilung der DDR-Vergangenheit kaum zulässt. In den Erzählungen der Dame im Park weicht solche Vereinseitigung nun der *Nivellierung*, dem unterschiedslosen Nebeneinanderstellen sehr verschiedener Aspekte des Lebens in der DDR.

36 Ebd.: 107.

37 Ebd.: 216.

38 Ebd.: 213; vgl. dazu Matthäus/Kubiak 2016.

Wo also der öffentliche Diskurs eine absolute Differenz³⁹ einzieht zwischen der politischen Betrachtungsebene und der Ebene des Alltags (wobei er letztere ganz aus dem Blickfeld verbannt), verschwimmt eine solche Differenz bei unserer Gesprächspartnerin völlig in der Dichte lebensweltlicher Erfahrung. Die Frage nach der Gewährleistung freiheitlicher Grundrechte ist dann nur eine unter vielen (und vielleicht noch nicht einmal besonders vordringlich) relevanten Fragen, die die Gestaltungsmöglichkeiten des eigenen Lebens betreffen.

Es gibt nur einen Moment in diesem herbstlichen Gespräch im Park, in dem das Politische ganz offen sichtbar in Erscheinung tritt. Jene Wendung erhält die Unterhaltung, als wir – in völlig anderem Zusammenhang – das Wort »Ausländer« benutzen. Der Begriff funktioniert offenbar als »Trigger«, denn sofort ruft unsere Gesprächspartnerin dazwischen: Oh ja, da habe Chemnitz ja auch einen schlechten Ruf! Sie ist der Meinung, dass tatsächlich zu viele »Ausländer« nach Deutschland gekommen seien, und dass das etwas mit Angela Merkel zu tun hat. Mittlerweile habe sich die Situation zwar wieder gebessert, aber zwischenzeitlich habe sie sich in der Innenstadt wirklich von »Ausländern« umringt gefühlt. Gleichzeitig ist es ihr wichtig, sich von der radikalen Rechten zu distanzieren, sie »hasse diese Leute«. Auch die AfD wähle sie nicht, das betont sie extra. Aber manche Sachen, die deren Vertreter*innen sagten, empfände sie eben doch als richtig. So blitzt das Politische unvermittelt auf, bevor es erneut in lebensweltlichen Erzählungen versickert.

Das schlechte Image der Stadt empört sie jedoch eindeutig, sie hält es für einseitig, verzerrt, zutiefst unangemessen. Ja, es gebe hier durchaus Probleme, womit sie sowohl Personen mit Migrationshintergrund als auch Rechts-extreme meint, doch sie machten Chemnitz nicht als solches aus. Für einen Moment trifft uns eine überraschende Eingebung: Steht uns hier eine Kollegin im Geiste, eine Anti-Essenzialistin des Alltags gegenüber? Der Eindruck verblasst, als wir statt Chemnitz auf eine andere Stadt zu sprechen kommen. Als sie nämlich hört, dass eine von uns aus München stammt, wird ihr Blick sofort mitfühlend und besorgt. »Es ist schon auch schwer dort, das Leben, nicht wahr?«, das vermutet sie. Die Dame stellt es sich so vor, dass Münchner*innen in einem ständigen Konkurrenzkampf verwickelt sind: Wer mehr hat, wer das größte Auto besitzt, das seien doch die Fragen, die den Alltag dort bestimmten. Diese Vermutung etwas belustigt verneinend geben wir zu

39 Für nähere Überlegungen zu Differenz und qualitativem Sprung siehe Kapitel 4.

bedenken, dass ein solcher Blick auf München möglicherweise ähnlich vereinseitigend ist, wie derjenige, den Außenstehende häufig auf Chemnitz werfen. Sie stutzt, lächelt, stimmt dem zu – um gleich darauf eine neue Unterscheidung einzuführen, die zur reifizierten Unterscheidung zu werden droht: In den *Medien* würden die Dinge schlicht nicht so gezeigt, wie sie wirklich seien.

Rückblickend sind es vor allem zwei Momente, die das Gespräch mit der älteren Dame als so aufschlussreich erscheinen lassen. Zum einen ist das die Art und Weise, wie in den lebensweltlichen Schilderungen der DDR das Politische einmal mehr an den Rand gedrängt wird. Zum anderen sind es die Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten, die uns an der Unterhaltung auffallen – nach zweijähriger Forschung halten wir sie nicht mehr für einen individuellen Einzelfall, sondern vielmehr für eine geradezu *typische* Form der Reflexion auf öffentliche Debatten und die eigene Positionierung in der Welt (wenn auch nicht unbedingt typisch für Chemnitz allein): Solche Reflexion erfolgt nämlich durch ein charakteristisches *Zugleich* aus pauschalen Verurteilungen und der ehrlichen Empörung darüber, dass andere die eigene Person/die eigene Stadt/die eigene Kollektividentität ebenso pauschal einordnen. Daraus ergibt sich eine faszinierende Choreografie des Denkens, bei der je nach Betroffenheit entweder Strategien der *Essenzialisierung* oder der *Entessenzialisierung* zum Einsatz kommen. Sie macht auch vor einem sonnigen Herbsttag in einem Chemnitzer Park nicht Halt.

2.5 Die Sehnsucht nach einer Normalität jenseits jeder Politik

Es ist eine Sache, dem Politischen im öffentlichen Raum nicht zu begegnen oder im Gespräch kaum darauf zu stoßen; eine ganz andere aber, es *aktiv auszublen*den und zu verdrängen. Arendt hatte die im Prozess gegen Eichmann vorgebrachte Idee einer »unzweideutigen Stimme des Gewissens« kritisiert. Eine solche Vorstellung hält Arendt für grundsätzlich falsch, wenn nicht gar für denkfaul (was wohl der schlimmste Tadel ist, den die Philosophin zu bieten hat). Denn ihr liegt die Auffassung zugrunde, es existiere so etwas wie ein universal einer jeden Person eingeschriebener Maßstab der Menschlichkeit, mit dessen Hilfe man zu allen Zeiten und unter allen Bedingungen zum jeweils gleichen Urteil gelangen müsste. Nach Arendt beschneidet jedoch gerade die Vorstellung vom »normal Menschlichen« das, was den Menschen ausmacht: Seine Freiheit nämlich, durch Politik aktiv die Maßstäbe und Formen des Zusammenlebens selbst zu gestalten, sich also immer wieder zu verän-

dern und neue Anfänge zu setzen.⁴⁰ Mit dem Zusammenhang von Normalität und Politik hat sich auch der französische Soziologe Pierre Bourdieu intensiv auseinandergesetzt. Die Voraussetzung für politische Veränderungen besteht ihm zufolge darin, die soziale Welt gerade *nicht* länger als unhinterfragte Normalität zu begreifen: »Politik beginnt eigentlich erst mit der Aufkündigung [des] für die ursprüngliche Doxa charakteristischen unausgesprochenen Vertrags über die Bejahung der bestehenden Ordnung; mit anderen Worten: Politische Subversion setzt kognitive Subversion voraus.«⁴¹ Wer politisch denken will, muss sich also von unkritischen Normalitätsvorstellungen lösen, da diese zunächst einmal nichts anderes sind als die historisch geronnenen Effekte der hegemonialen Weltsicht.

In Chemnitz begegnet uns immer wieder der große Wunsch, auch wirklich nicht mit Politik in Berührung zu kommen. Dieser Eindruck erhärtet sich bei einem Blick auf Umfragedaten aus dem Sachsen-Monitor zu den politischen Einstellungen der Chemnitzer*innen. Dabei zeigt sich, dass jene ein vergleichsweise geringes Vertrauen in Institutionen – also etwa Parlamente, Regierungen, Behörden und Gerichte – besitzen. Im Vergleich zu den anderen Großstädten innerhalb Sachsens fällt auf, dass 65 Prozent der Chemnitzer*innen das Gefühl haben, dass »die Ostdeutschen [...] Bürger zweiter Klasse« sind,⁴² wohingegen in Dresden (49 Prozent) und Leipzig (40 Prozent) deutlich weniger Befragte dieser Aussage zustimmen. Eine Mehrheit der Chemnitzer*innen, nämlich 55 Prozent, geht außerdem davon aus, dass sie im Vergleich zu anderen Menschen in Deutschland nicht ihren gerechten Anteil bekommen (Dresden: 42 Prozent, Leipzig: 32 Prozent). Nur 18 Prozent der Chemnitzer*innen weist eine dauerhafte Neigung zu einer konkreten Partei auf (Leipzig: 47 Prozent, Dresden nicht expliziert). Im Hinblick auf politische Partizipation ist schließlich bemerkenswert, dass lediglich 18 Prozent der Chemnitzer*innen schon mal an einer Demonstration teilgenommen haben (Dresden: 24, Leipzig: 54 Prozent). Bereits auf statistischer Ebene zeigt Chemnitz also Symptome einer vergleichsweise *unpolitischen* Stadt. Und so kommt es vielleicht nicht ganz überraschend, dass wir auch vor Ort und mitten im urbanen Alltag immer wieder in Situationen geraten, in denen Leute ihre Abneigung gegen Politik und ihre Sehnsucht nach einer unpoliti-

40 Arendt 2013a: 17ff.

41 Bourdieu 2010: 11.

42 Sachsen-Monitor 2018: 16.

schen Normalität zum Ausdruck bringen. Drei Szenen aus unserem ethnografischen Material veranschaulichen das.

(1) *Im Interview mit der Stadtteilexpertin.* Im Laufe unserer Untersuchungen haben wir nicht nur beobachtet, sondern immer wieder auch Interviews geführt, insbesondere mit Menschen, die eine für uns interessante, stadtbezogene Expertise aufweisen – sei das nun in politischer, kultureller, ökonomischer, journalistischer oder zivilgesellschaftlicher Hinsicht. Eine unserer Interviewpartner*innen ist professionelle Stadtteilmanagerin, beschäftigt sich also mit der Entwicklung eines bestimmten Chemnitzer Stadtteils und ist selbst aktiv an seiner Gestaltung beteiligt.⁴³ Nachdem wir uns länger über ihre Erfahrungen vor Ort unterhalten haben, berichtet sie uns, dass seit Ende 2016 durchaus merklich mehr »Nazischmierereien«, wie sie es nennt, im Stadtteil auftauchen. Sie hält das für problematisch, ihrer Meinung nach hilft es aber nicht, diese Parolen mit einer konträren Botschaft zu übermalen: »Gewalt erzeugt ja immer wieder Gegengewalt. Diese [...] eine Hassbotschaft mit einer anderen, weiß nicht, ich sag jetzt mal, extremen Botschaft zu übersprühen ist in meinen Augen nicht so gut, also... Lieber etwas, was hübsch ist sozusagen, was Bestand hat, was bleibt.« Die Stadtteilexpertin hat die Erfahrung gemacht, dass »extreme« politische Positionierungen keinen Bestand haben: Rechts übersprüht Links übersprüht Rechts, ein ewiger Schlagabtausch. Ein wenig klingt es nach einer politischen Version der »Broken-Windows-Theorie«:⁴⁴ ist ein Gegenstand einmal politisiert, so werden weitere Politisierungen nicht lange auf sich warten lassen. Der einzige Weg, um dieser Logik zu entgehen und der radikalen Rechten den Nährboden zu entziehen, besteht aus ihrer Sicht in der Entpolitisierung des öffentlichen Raums. Und diese kann eben beispielsweise erreicht werden, indem man das polarisierend Politische durch das neutralisierend Hübsche ersetzt. Sie hat auch ein konkretes Beispiel parat, bei dem dieses Vorgehen in ihren Augen gut funktioniert hat: Einige Mülltonnenhäuschen in ihrem Stadtteil wurden über Jahre hinweg immer wieder als Leinwand für rechtsradikale Botschaften miss-

43 Bezugnahmen auf interviewte Personen werden gezielt anonymisiert, mitunter werden einzelne, für die Analyse wenig erhebliche Merkmale (z.B. Alter, Aussehen, Geschlecht) und Schilderungen (z.B. Ortsbezeichnungen, Ablaufferzählungen konkreter Ereignisse) verallgemeinert, verfremdet oder auch einmal schlicht geändert, um eine De-Anonymisierung zu vermeiden.

44 Wilson/Kelling 1982.

braucht, bis schließlich ein professioneller Sprayer auf die künstlerische Neugestaltung der Häuschen angesetzt wurde. Gemeinsam mit Kindern aus der Nachbarschaft hat er die Objekte entpolitisiert, indem er sie von oben bis unten mit Menschen, Wolken und Blumen bemalt hat. »Und, toi toi toi, [das Mülltonnenhäuschen] ist bisher nicht übersprüht worden.«

(2) *Im kirchlichen Kontext.* Im Nachgang der Krise im Sommer 2018 ist zu beobachten, dass viele Chemnitzer Institutionen nach Formaten suchen, um mit dem Geschehenen umzugehen, es einzuordnen und zu verarbeiten. Das trifft auch für die Kirchen der Stadt zu. Im Frühjahr 2019 stößt man daher auf verschiedene, von evangelischer und/oder katholischer Seite initiierte Gesprächs- und Diskussionsveranstaltungen. Ein typisches Motto solcher Veranstaltungsreihen lautet dabei beispielsweise: »Das brauchen wir in Chemnitz: offenen und respektvollen Austausch über das, was uns bewegt.«⁴⁵ Im Laufe der Zeit besuchen wir drei dieser Veranstaltungen,⁴⁶ bei einer davon handelt es sich um eine Podiumsdiskussion mit einem hochrangigen sächsischen Kirchenvertreter und dem Redakteur eines christlichen Zeitungsressorts. Die Diskussion dreht sich intensiv um die Frage, wie politisch Kirche denn sein darf und sein muss. Während der Redakteur eine stärkere Positionierung der Kirche einfordert, ist der hochrangige Kirchenvertreter zurückhaltend. Er betont die Schwierigkeit der Übertragung theologischer auf gesellschaftliche Debatten und mahnt zur Vorsicht bei der Intervention in Tagespolitik. Aber auch er ist der Meinung, dass man der Spaltung der Gesellschaft etwas entgegensetzen muss. Er berichtet von einer aus seiner Sicht sehr positiven Erfahrung, die er in Dresden gemacht hat. Hier habe sich die Polarisierung zwischen Befürworter*innen und Gegner*innen von Pegida bis in die Kirchengemeinde hinein ausgewirkt. Mit dem Ziel, Versöhnung der unterschiedlichen politischen Pole zu ermöglichen, habe man daraufhin eine Bibelwoche mit viel Austausch und Gesprächen veranstaltet. Das Ergebnis: Hinterher hätten beide Gruppierungen innerhalb der Gemeinde fortan nicht mehr an den entsprechenden Demonstrationen teilnehmen und stattdessen zuhause bleiben wollen. Der Kirchenvertreter resümiert: »Das war ein gutes

45 <https://engagiert.evlks.de/mitteilungen/mitteilungen-fuer-haupt-und-ehrenamtliche/mitteilung/news/detail/News/erzaehl-mir-was-dich-bewegt/> (letzter Abruf 02.08.2021).

46 Wir bedanken uns an dieser Stelle besonders bei Matthias Sommer für seine Mitarbeit.

Ergebnis, damit konnte ich gut leben«. Auch mit Bezug auf die Demonstrationen in Chemnitz wird er später wiederholen: »Wenn alle friedlich zuhause blieben, dann wäre es ein Gewinn«.

(3) *Im öffentlichen Raum.* Nicht nur im Gespräch oder im Kontext thematisch einschlägiger Veranstaltungen konnten wir die Praxis der Entpolitisierung ausmachen. Wir sind ihr auch mehrmals im öffentlichen Raum begegnet. Auf einer unserer Zugfahrten in Richtung Chemnitz – die abendliche Stimmung im Abteil ist träge – durchstößt plötzlich eine laute Stimme die Stille, ein mittelalter, blonder Mann bahnt sich seinen Weg durch den Gang, sein Koffer knallt dabei links und rechts gegen die Sitzreihen. Während er voranschreitet, verkündet er in schallendem Tonfall: »Merkel muss weg!« – und ergänzt diesen Ausruf mit offenkundig rechtsradikalen Parolen (»Wir lassen uns doch das Schweinefleisch nicht von unserem Brot nehmen!«). Der Herr hat es sich offenbar zur Aufgabe gemacht, seine Reise zur Verkündigung dieser Botschaft zu nutzen. Er setzt sich nicht auf einen der zahlreichen freien Plätze, sondern er geht weiter, kehrt bald wieder um, durchschreitet das Abteil in umgekehrter Richtung. Als er erneut zurückkommt, stellt sich ihm eine Frau in den Weg und fragt ihn, was er denn da mache. Sie macht in recht ruhigem Ton deutlich, dass sie die Dinge anders sieht als er. Es entspinnt sich eine mehrminütige Diskussion, die – obwohl weder besonders laut noch ausgesprochen aggressiv – doch von allen Umsitzenden ohne weiteres verfolgt werden kann bzw. muss. Sich dieser Konfrontation zu entziehen ist sicherlich schwierig. Nach einigen Minuten schließlich dreht sich eine der Mitreisenden in ihrem Sitz zu den beiden um. Ob sie nicht endlich aufhören könnten? »Und zwar beide?!« Ob sie nicht woanders hingehen könnten, ins davorliegende Abteil vielleicht? »Beide!« Sie macht sehr unmissverständlich klar, dass sie hier keinen Unterschied macht – zwischen dem Mann, der laut posaunend mit seiner rechtsradikalen Botschaft die Reisenden zu großen Teilen sicherlich belästigt. Und der Frau, die ihn genau davon abhalten möchte, dadurch aber anscheinend selbst im Auge mancher zur Belästigung beiträgt. Die Passagierin, die hier so vehement Ruhe einfordert, fühlt sich, so vermuten wir, von dem Wortwechsel schlichtweg belästigt. Nicht von einer der beiden Sichtweisen auf die Welt, die hier zum Ausdruck kommen. Sondern davon, dass hier überhaupt Politisches an sie herangetragen wird. Es scheint ihr bloße Zumutung zu sein.

Hübsch statt polarisierend, privat statt öffentlich, Ruhe statt Debatte – in diesen Entgegensetzungen offenbart sich der bemerkenswert eindringliche Wunsch, dem Politischen entkommen zu können. Völlig unzweideutig

kommt die Sehnsucht nach unpolitischer Normalität auch in einer letzten Szene zum Vorschein. Paradoxerweise spielt sie inmitten einer zutiefst politischen Veranstaltung.

(4) *Auf der Demonstration.* Wir befinden uns auf einer politischen Versammlung, nur ein paar Wochen nach den verhängnisvollen Tagen im August 2018, und nur ein paar Meter von der spontan eingerichteten Gedenkstelle für den Getöteten in der zentralen Brückenstraße entfernt. Wir können aus der Nähe ein interessantes Gespräch verfolgen, zwei Journalist*innen unterhalten sich mit einer kleinen Gruppe von Leuten, die das Opfer gekannt haben. Als wir eintreffen, erzählt gerade eine Frau: Der Getötete hätte das, was in der Stadt gerade passiere, überhaupt nicht gewollt, er hätte sich weder von der rechten noch der linken Seite vereinnahmen lassen. Er sei so ein guter Typ gewesen! In mehreren Wortbeiträgen geben die Angehörigen des Grüppchens zu verstehen, dass auch sie weder »das eine« noch »das andere« seien, also weder links noch rechts (als würde sich der politische Raum in Zweidimensionalität erschöpfen). Das Problem sei nur, dass es bei diesen Demonstrationen ja keine *Mitte* gebe, wo man sich hinstellen könne, dass es keinen Ort gebe, wo »einfach nur Menschen« zu finden seien. Sie reklamieren für sich selbst eine politisch neutrale Mittelposition und betonen mehrmals, dass sie keine Rechtsradikalen seien. Einige ihrer Aussagen lassen an dieser Selbstpositionierung jedoch Zweifel aufkommen. Nachdem die Journalist*innen schon längst wieder aufgebrochen sind, landet das Gespräch ausgehend vom Thema Gewalt nahezu ansatzlos bei einem populären Kinderkanal im Fernsehen, der aus ihrer Sicht »total krass« sei, da Kinder dort von Beginn an islamisiert würden. Außerdem sei Frankfurt nun die erste Stadt, in der Deutsche in der Minderheit seien. Und so könne das ja nicht weitergehen. In dieser Weise gibt das Grüppchen Einblick in ihre doch sehr eigenen Vorstellungen des normal Menschlichen und der gesellschaftlichen Mitte.

Diese vierte Szene weist in einem zentralen Punkt über die ersten drei Erzählungen dieses Unterkapitels hinaus. Die trauernde Gruppe zeigt zwar ebenfalls jene Normalitätssehnsucht, jenes Verlangen nach einer unpolitischen, schlicht menschlichen Position, auf die sich alle gleichermaßen verständigen können müssten. Die politische Auseinandersetzung ist aus dieser Perspektive also nicht, wie Arendt das sieht, Medium menschlicher Freiheit. Sie ist vielmehr, was solcher Freiheit im Wege steht. Zugleich offenbart der Ausschnitt aber vor allem in einem sehr hellen Licht die eigentümliche *Paradoxie*, die mit solchen Äußerungen unweigerlich einhergeht: Die Paradoxie

nämlich, dass der Ruf nach Entpolitisierung selbst politisch ist.⁴⁷ Die Normalität, für welche die Gruppe hier eintritt, ist nicht dieselbe Normalität, für die etwa die Demonstrationsteilnehmer*innen auf der anderen Seite der Absperrungen sich engagieren. Genau, wie Bourdieu es beschrieben hat, ist der Kampf um das, was als »normal«, als unpolitisch gelten kann, selbst unweigerlich ein politischer Kampf – ob man es nun wahrhaben will oder nicht, ob man diese Paradoxie begreifen kann oder nicht. Der Versuch, »die Politik mit einem entpolitierten politischen Diskurs aus der Welt zu schaffen«,⁴⁸ ist eine der schärfsten politischen Strategien überhaupt.

2.6 Unter der Wahrnehmungsschwelle

In diesem Kapitel haben wir Chemnitz als eine Stadt kennengelernt, die auf den ersten Blick nichts mit einem Risikogebiet gemein zu haben scheint. Hier bewegt man sich durch eine vielleicht nicht immer eindeutig schöne, aber durchaus aparte Stadtlandschaft, wird von den vielfältigen und alltäglichen Belangen des (urbanen) Lebens vereinnahmt – von Familie, Arbeit, Freizeit, Essen, Einkaufen, Freund*innen, Transit, bis zum Wohnen. Und dabei ist man weit davon entfernt, auf permanent schwelende Krisenherde oder No-Go-Areas zu stoßen. Stattdessen trifft sich in unseren Beobachtungen die relative Leere einer von Schrumpfung betroffenen Stadt mit einer einwandfrei funktionierenden Infrastruktur; die Weite der unverbrauchten Räume mit einem erheblichen Ordnungswillen; eine möglicherweise geschichtlich bedingte Orientierung am Privaten (das sich auch im Auto ausleben lässt) mit einer zaghaften Aufwertung öffentlicher Räume. Und anstelle einer von oben bis unten durchpolitisierten Stadt – wie man es entlang des öffentlichen Diskurses zumindest zeitweise vermuten würde – drängen sich unserer Wahrnehmung vor allem die Momente der politischen Enthaltung, der ersehnten Abstinenz von allem Politischen auf.

Und doch ist das Risiko real, hat sich die Stadt im Sommer 2018 in explosionsartiger Politisierung durch die radikale Rechte aufgebaut, ist das Bangen spürbar, die Geschehnisse von damals könnten sich wiederholen

47 Sie kann auch aus politisch-strategischen Gründen verdeckt, verdrängt oder verleugnet werden; entsprechend argumentiert etwa Greven 2010.

48 Bourdieu 2010: 16.

und Chemnitz erneut bis ins Mark erschüttern. Die Risikogesellschaft unterscheidet sich von einer schlicht gefährlichen Gesellschaft ja gerade dadurch, dass ihre Gefahren nicht unmittelbar sichtbar, nicht ohne weiteres erfahrbar sind. Wie Beck schreibt: »Der Unmittelbarkeit persönlich und sozial erlebten Elends steht heute die Ungreifbarkeit von Zivilisationsgefährdungen gegenüber, die erst im verwissenschaftlichten Wissen bewußt werden und nicht direkt auf Primärerfahrungen zu beziehen sind.«⁴⁹ Im Bereich des Politischen sind an die Stelle gewalttätiger Milizen (wie sie noch etwa zur Zeit der Weimarer Republik ein ernstes Problem darstellten) oder mit Schlagring und Baseballschlägern ausgestatteten politischen Rollkommandos (wie wir sie mit den 1990er Jahren verbinden) unterschwellige politische Gefährdungen getreten,⁵⁰ die sich der alltäglichen Wahrnehmung ohne erhebliches Wissen – um identifizierende Symbole und Chiffren etwa, um politische Strategien, historische Dynamiken und aktuelle Statistiken – schlicht entziehen. Auch politische Gefährdungen sind auf diese Weise unsichtbarer geworden, haben sich latent dem sozialen Alltag eingeschrieben und in ständig »drohende Möglichkeiten«⁵¹ verwandelt, deren Unsichtbarkeit nur allzu leicht in falscher Sicherheit wiegt.

Demokratische Risiken ergeben sich also in Chemnitz nicht so sehr aus einer bedrohlichen Omnipräsenz, sondern aus der Marginalität des Politischen und der Banalität der Erscheinungsweisen des radikal Rechten im städtischen Alltag. Gerade die Nichtbedrohlichkeit, ja, Harmlosigkeit der absoluten Mehrheit der Begegnungen mit der radikalen Rechten (oder welchen tendenziell undemokratischen Tendenzen auch immer) führt dazu, dass das Abgründige unterhalb der Wahrnehmungsschwelle bleibt. Das macht die Situation aber umso bedenklicher: Wenn wir Gefährdungen nicht mehr wahrnehmen können, wenn sie sich unserer Erfahrung entziehen, sind wir ihnen umso mehr ausgeliefert. Erst recht gilt das, wo wir Gefährdungen nicht nur nicht mehr wahrnehmen *können*, sondern überhaupt nicht wahrnehmen *wollen* – weil wir uns der zutiefst unpolitischen wie ahistorischen Sehnsucht nach dem vermeintlich »normal Menschlichen« hingeben. Nichts liefert so sehr dem Poli-

49 Beck 1986: 68.

50 Zur »Zivilisierung« der radikalen Rechten vgl. Grumke/Klärner 2006.

51 Beck 1986: 68.

tischen (und damit womöglich der radikalen Rechten) aus wie der Versuch, sich vollständig des Politischen zu enthalten.⁵²

Bleibt noch die Frage, ob es sich bei Chemnitz um eine *besonders* apolitische Stadt handelt – um eine Stadt also, in der man das Politische mehr als anderswo an den Rand gedrängt findet, wo der Drang hin zu einer unpolitischen Normalität vergleichsweise stärker ist. Wir vermuten, dass das zumindest graduell der Fall ist. Aus unseren Gesprächen vor Ort haben wir dabei den Eindruck gewonnen, dass viele Chemnitzer*innen mit Politik im Allgemeinen und der radikalen Rechten im Speziellen tatsächlich nichts zu tun haben wollen (oder lieber nichts zu tun hätten). Die Abkehr vom Politischen erscheint uns im Allgemeinen als weder zynisch noch strategisch motiviert, sondern als authentisch. Die paradoxe Wirkung politischer Abstinenz bleibt dabei meist im Dunklen. Doch hier gilt ähnlich wie im Recht: Unwissenheit schützt vor Politisierung nicht. Risiko macht vor niemandem Halt, nur weil derjenige, den es trifft, zuvor nichts davon ahnte.

52 Für junge Menschen ist der Zusammenhang von rechtsradikaler Weltsicht, Verdrängung des Politischen und Gewalt gut untersucht, siehe dazu Dierbach 2014.